

# DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



## Die Depesche.

Von Maurice Level. Autorisierter Uebersetzung.

Wie und warum war der Vater Nabut oder Maître Nabut, wie man allgemein sagte, nicht Maître seines Dorfes? Das war eine Frage, die man sich überall vorlegte, die schon seit Jahren gestellt wurde, ohne daß sie jemand zu beantworten vermochte. — Denn diese Ehrenstellung kam ihm doch zu, das war unbestreitbar. Seine Nachhöfe waren die schönsten und reichsten der ganzen Gegend; seine Getreidefelder überragten, wenn der Anflug herangekommen war, mit ihrem goldigen Moos alle umherliegenden Felder. Seine großen roten Schen, seine Herde mit den mächtigen Mähnen und den breiten Büsen, seine Hennen mit dem dichten Gefieder, die Früchte seines Gartens, die Trauben seiner Weinstöcke wurden auf zehn Meilen in der Runde rühmlich genannt.

Man wußte, daß er mitteilig gegen die Armen und tüchtig bei der Arbeit war. Er hob sich ein Streit zwischen zwei Bauern, so suchte man ihn zuerst als Schiedsrichter, und häufig hatte sein Wort die Kraft eines Urteils. Jedesmal, wenn die Wahlen heranrückten, sagten seine Freunde zu ihm: „Du läßt dich also auch diesmal nicht aufstellen, du willst also nicht die Schärpe tragen und unsere Kinder verheiraten?“

„Nein,“ versetzte der Vater Nabut, „dazu bin ich jetzt zu alt. Ich komme schon kaum mit meinen eigenen Angelegenheiten durch und würde mich in denen der Gemeinde nicht mehr auskennen. Wenn mein Sohn so alt sein wird, könnt ihr ihn an meiner Stelle ernennen.“

Sein Sohn, sein Junge! Sobald er von ihm sprach, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Die Kinnhaken, die über seine rasierten Büge liefen, verentete sich an den Mundwinkeln zu einer gerührten Grimasse, und seine kleinen, grauen Augen feuchteten sich unter seinen dichten Brauen fast mit einer Träne.

Sein Junge! Er war seine Freude und sein Stolz. Früher, als der Kleine noch zur Schule ging, wurde er nicht müde, sich vom Lehrer erzählen zu lassen, daß er der beste, der intelligenteste und fleißigste Schüler seiner Klasse sei. Die Zeit war vergangen. Der Junge war ein Mann geworden, und seit den zwei Jahren, da er in dem Regiment bei den Dragonern in Compiegne stand, war der Vater ganz traurig und schien gewissermaßen aus dem Gleichgewicht geraten. Jeder wußte, daß man ihm keine größere Freude bereiten konnte, als wenn man von dem Soldaten sprach.

„Na, geh's gut im Regiment?“



Christine Heibel,

die Witwe des Dichters, einst eine Zierde des Wiener Hofburgtheaters, feiert übermorgen in Wien ihren 90. Geburtstag.

„So lala, er ist jetzt Brigadier. Vielleicht wird er mit den Unteroffizierstreffen wiederkommen. Das wäre hübsch... was?... Unteroffizier in feinem Alter... Er ist ein tüchtiger Mensch, ich habe stets nur Vergnügen an ihm gehabt.“

Die Gegenstände, die dem Kleinen gehörten, behandelte er zu Hause mit religiöser Ehrfurcht. Jeden Tag untersuchte er sein an der Wand hängendes Gewehr, seine in einem Winkel der Scheune untergestellten Fischereigeräte. Er begann mit seinem Hund lange Unterhaltungen, streichelte dem Tier das Fell, stellte Fragen und gab sich selbst die Antworten darauf.

„Du langweilst dich, mein alter Lom? — Du sehnst dich nach deinem Herrn, nicht wahr? — Wann er zurück sein wird? — Nun, ich denke in einem Jahr — ach, was werdet ihr beide euch dann schöne Spaziergänge durch die Felder leisten!... Was wirst du für Nebhühner und Wachteln apportieren, er trifft ja mit jedem Schuß!“

Alles war ihm ein Vorwand, um sich von dem Abwesenden zu unterhalten. Er liebte alles, was mit ihm zusammen kam; und in seiner Freude, von ihm zu sprechen, lächelte er den jungen Mädchen zu, denen der Sohn vor seinem Fortgange den Hof gemacht, und er fand keine rührende Schliche, um die Unterhaltung auf den einzigen Gegenstand zu lenken, der ihn interessierte. Wenn er einen Brief erhalten hatte, wußte es eine Stunde später das ganze Dorf. Er ging durch die Straßen, hielt das Kuvert in der Hand und blieb vor den Türen stehen.

Wenn ihn dann aus liebevoller Neugier, um seiner Zärtlichkeit zu schmeicheln, jemand fragte: „Na, Gevatter, gute Nachrichten?“ Dann erwiderte er: „Ja, gewiß, es macht sich!“

Und um noch einmal die Phrasen naiver Zärtlichkeit zu hören, die der Zunge ihm von drüben schrieb, schlugte er ein Wort vor, das er nicht lesen konnte, oder erklärte, er hätte seine Brille vergessen, um sich den Brief noch einmal vorlesen zu lassen. Und während er mit aufmerksamen Ohren die Worte hörte, die er schlechtlich auswendig kannte, lächelte er glücklich, nicht bei den guten Stellen, mit dem Kopfe, faltete dann, wenn die Lektüre beendet war, den Brief ehefurchtsvoll zusammen und nahm seinen Spaziergang wieder auf.

Die Monate vergingen, man befand sich im August, und die Zeit der Rekruteneinstellung rückte heran. Der Vater Nabut zählte die Tage wie ein Soldat. Er trug ein Metermaß bei sich, von dem er jeden Tag einen Zentimeter abschchnitt, um die Zeit besser verschwinden zu sehen.

Darum war er auch genau wie ein alter Soldat über das Militärleben unterrichtet. Er sprach mit Kennern darüber, mit technischen Ausdrücken und irrte sich nie.

Namentlich eins versetzte ihn in Aufregung. Er wußte, daß verschiedene Soldaten zu Unteroffizieren befördert würden, natürlich vor der Rekrutenaushebung. Das kam ihm häufig vor, aber man brauchte gute Unteroffiziere für die Manöver.

Und ohne es klar herauszusagen, gab er zu verstehen, diese etwas ungewöhnliche Maßregel sei zugunsten seines Sohnes getroffen worden, dessen Verdienste man unverzüglich belohnen wollte.

Der Junge hatte ihm geschrieben, er würde ihm sofort nach erfolgter Ernennung eine Depesche schicken. Darum rief der Vater Nabut den Briefträger, wenn er ihn bemerkte, schon aus der Ferne an, um zu erfahren, ob er nichts für ihn hätte.

Oder er trat auch in das Postbureau, blieb dort stundenlang, unterhielt sich mit der Posthalterin, tat als interessierte



Die katholische Kirche und die Kingstreet in Kingston auf Jamaika nach der Zerstörung.